

wendig werden sollte, nur durch einen staatlichen Eingriff besorgt werden könnten. Daß dies nach Möglichkeit unter allen Umständen vermieden werden sollte, hängt von jener inneren Grenze der Freiheit ab, auf die Weber hinwies; daß sich der einzelne und seine Interessen freiwillig dem Wohl des Ganzen einordnet. Nur so kann jene Ordnung in Freiheit bewahrt werden, um die sich alle demokratischen Kräfte in der Bundesrepublik Deutschland bemühen.

Oskar Simmel SJ

HENRI DE LUBAC ACHTZIGJÄHRIG.

– Wenn ich dem achtzigjährigen Meister als sein ehemaliger Schüler meine Glückwünsche darbringe, so streifen meine Gedanken fünfunddreißig Jahre zurück. Damals wandelte mich jungen, kaum aus den Eierschalen des Noviziats geschlüpften Jesuiten die Kühnheit an, den Hügel von Fourvière über Lyon zu erklimmen, um den schon Weitberühmten zu besuchen. Er war nicht Lehrer am Scholastikat, sondern »drunten« an der Faculté Catholique, kehrte aber trotz seiner Erschöpfung nie mit dem »Seil« (der kleinen Drahtseilbahn) zurück, sondern schleppte sich mühsam die engen, steilen Gäßchen empor. »Droben« übte er jedoch eine Art geheimes Lehramt aus; Professoren und Schüler besuchten sein Zimmer fleißig. Ihm selbst ging es nie darum, »Jünger« zu haben – »Einer ist euer Meister« –, wohl aber eifrige Theologen zu erwecken; ihr Studium sollte ihr Dasein formen, sie zu Zeugen Christi erziehen. Aus diesem leisen, unscheinbaren Lehrgang erwuchs, was man die »Schule von Fourvière« nennen mag. Aber wer wird diesen theologischen Frühling schildern, der kurz vor und während den grausamen Kriegsjahren dort geblüht hat? Im Grunde war es gar keine »Schule«, noch viel weniger eine »neue Theologie«, sondern die alten, dem christlichen Ursprung nahen Quellen der Väter begannen wieder zu sprudeln und ergossen sich in vollen Strömen. Auch die »Sources Chrétiennes« – eine Reihe, die heute ge-

gen 300 Bände zählt – begannen damals zu fließen, die Herausgeber, Jean Daniélou und Claude Mondésert, waren von de Lubac geformt und entflammt worden.

Der Meister war ein Leidender, der vom Ersten Weltkrieg eine schwere, seine Arbeitstage- und wochenlang behindernde Kopfverwundung mit heimgebracht hatte. Oft genug trafen wir ihn im Lehnstuhl oder auf seinem Bett ausgestreckt, kaum fähig zu sprechen. Wir verschlangen seine Bücher: über den Sinn des Katholischen, dessen Stellung zu den östlichen Religionen und zu den Atheisten des Westens, über die Zusammenhänge zwischen Kirche und Eucharistie, über die innere Fülle des Schriftsinns nach der Lehre der Väter. Aus einer einzigen zentralen Vision wuchs sich sein Werk nach allen Seiten aus, wie ein freistehender Baum seine Äste ausbreitet. Er legte großen Wert auf die beim Beginn des Theologiestudiums erforderliche »Bekehrung des Herzens«. Er verlangte mit Nachdruck Objektivität, Unterwerfung unter das *Gegebene*; und, wo dieses das von Gott Geoffenbarte ist, unter das Mysterium. Nur wer gewillt ist, diese Haltung einzunehmen, findet Zugang zu einer höheren und dann unerschöpflichen Form der Einsicht.

De Lubac stand damals unter dem Eindruck von Blondel; er hatte sich auch eingehend mit der idealistischen Philosophie (Fichte bis Hamelin) beschäftigt und mißtraute dem Hochmut der Vernunft. Er wußte, daß wir mit Hegel liebäugelten und urteilten streng über Leute, die nicht ungerne die Positivität der geschichtlichen Offenbarung überspielt hätten. Er gab selber das Beispiel der von ihm geforderten Objektivität, die ja in allen Disziplinen die erste Voraussetzung echter Wahrheitssuche ist. Er hat in seinen Arbeiten diese Haltung bis an die Grenzen der Selbstauslöschung verwirklicht: manche von ihm geschriebenen Seiten sind nur noch ein Zitatengeflecht, gespickt überdies mit Anmerkungen. Er hat auf ein spekulatives Œuvre verzichtet, um wie der »Schriftgelehrte des Himmelreichs aus seinen Schätzen Altes und Neues« in überschwenglicher Fülle auszuteilen. Am Rand seiner

eigenen Schriften hat er (wie sein Freund v. Balthasar) sich zum Sprecher und Archivisten anderer gemacht, indem er Werke und Briefe Blondels, Teilhards, Valensins, Monchanins usf. herausgab und kommentierte.

Er empfahl uns das Studium der Fremdsprachen. Er gestand mir einmal, daß er leidenschaftlich gern übersetzt hätte, daß er keine schönere Arbeit kenne als die einer gediegenen Übersetzung. Mit guten Gründen! Seine Griechischkenntnis ist nicht vollkommen, Englisch zu lesen bereitet ihm einige, Deutsch große Mühe. Aber der nach allem Wissenswerten Begierige hat Wunder der Entzifferungskunst vollbracht, um den versiegelten Büchern einen für ihn wesentlichen Text zu entreißen, seine Intuitionskraft reichte aus, ihn direkt auf die Perle hinzuführen, die er in dunkler Umgebung schimmern sah.

So gelehrt seine Schriften sich geben, niemand wird je ermessen, wieviel er zusammengeholt und aufgestapelt hat. Als der schon lange Verdächtige, ja Verfolgte beim Erscheinen von »*Humani generis*« zum schwarzen Schaf gestempelt und 1951 von Fourvière weggewiesen wurde, verschenkte er nach rechts und links Bündel von Zetteln, in denen eine Masse von Gelesenen (vor allem zum Thema »Bild Gottes«) zusammengetragen war; aber kurz darauf wurde der riesige Bauplatz, auf dem die vier Bände über »Mittelalterliche Exegese« entstehen sollten, eröffnet, und von neuem strömten unüberschbare Texte herbei. Diese Existenz voller physischer und geistiger Leiden erteilt uns eine große Lehre: wieviel auch ein geschwächter Mensch zu arbeiten vermag. Gewiß hat viel Gnade dabei mitgewirkt; die empfindlich beschnittenen Arbeitsstunden vermehren sich auf unbegreifliche Weise, Bände reihen sich aneinander, in denen die stupende Gelehrsamkeit des Apparates nie die schlichte, melodische Linienführung des Haupttextes stört. Wie war das alles nur möglich? Zettel und Zitate tun es ja nicht; immer muß das Ganze dem Geist gegenwärtig sein, dürfen alle Verweise nur den eigenen Gedanken stützen; dieser muß die durch die Jahrhunderte

verstreuten, konvergierenden Fragmente um sich versammeln wie ein Magnet die Eisenspäne. Erklären läßt sich das Phänomen wohl nur, wenn wir hinter dem Denken eine starke Leidenschaft ansetzen, eine glühende Liebe zu Christus und seiner Kirche, womit ein Grundsatz der Psychologie sich bestätigt, daß große Intelligenz sehr oft ein Ergebnis tiefer Fühlsamkeit ist.

De Lubac ist sehr oft und auf immer neue Art in dieser seiner Fühlsamkeit verwundet worden. Aber als er Fourvière verlassen mußte, bewies er, daß er auch zu tun verstand, was er lehrte. Als Opfer typisch klerikaler Verdächtigungen, Hiebe empfangend, die von hoch herabkamen und damit doppelt schmerzten, antwortete er mit seiner Betrachtung »Über die Kirche« (1953), worin zuweilen diskret das ihm Angetane durchschimmert, aber die tiefe, theologische Richtigkeit eines solchen Schicksals bejaht, fast gepriesen wird. Und im Grunde war es weniger paradox, als es schien, daß gerade im Jahrzehnt der Ächtung die geistige Ausstrahlung de Lubacs ihren Höhepunkt erreichte, trotz aller Unerbittlichkeit der Zensur. Erst die Ernennung zum Konzilstheologen aber hob die offizielle Ächtung auf; das innere Licht konnte nun ungehindert nach außen strahlen.

Die nachkonziliaren innerkirchlichen Wirren führten dazu, daß de Lubac, der vorher durch die Kirche zu leiden hatte, nunmehr an ihr zu leiden bekam. Sein Spätwerk ist dadurch gekennzeichnet, daß es unermüdlich Verirrungen und Einseitigkeiten der Lehre richtigstellt, der Einfluß überheblicher Hierarchen und Startheologen anprangert, die ungerechte Abwertung des päpstlichen Amtes (und dies unter einem großen Papst), den Zerfall der Zucht in den Orden usf. rügt. Aber de Lubac ergeht sich nicht in Klagen; er fährt fort, den unverkürzten Glauben zu verkünden und ihn in der ihm eigenen nüchtern-transparenten Sprache zu erläutern. Weder sein Alter noch seine Kränklichkeiten bieten ihm einen Vorwand, vom Kampfplatz abzutreten. Er ist bis heute ein ermutigender, aber auch unerbittlicher Zensor für seine Freunde; in Vorträgen, Ge-

sprächen, unzähligen Briefen kennt er, wo es um den Glauben geht, keinerlei Diplomatie. Vor bescheidenster Arbeit schreckt er nicht zurück: wieviele Werbebriefe und Prospekte hat er für »Communio« geschrieben, zugeklebt und auf die Post getragen!...

Ob er Anhänger habe, hat ihn, wie gesagt, nie gekümmert; in der Kirche Christi gibt es keine Parteien. Er mußte es erleben, daß manche, die ihm teuer waren, sich von ihm abwandten. Wenn im Alter die Blätter fallen, Berühmtheit verblaßt, Protektionen schwinden, tritt die Gestalt eines Lebens klar zutage. Für uns bleibt der alte Meister in der kleinen Pariser Mietwohnung, in die er, aller Arbeitsmittel beraubt, gewiesen wurde, der unverändert bescheidene, seinem

mit zwanzig Jahren abgelegten Gelübde unwandelbar treue Jünger seines Herrn.

Xavier Tilliette

INTERNATIONAAL KATHOLIEK Tijdschrift *Communio*. – Ende Februar erschien zum erstmal die niederländisch-flämische Ausgabe von *Communio*. Der Schriftleitung der neuen Ausgabe gehören u. a. an: J. Anbaum, A. Arens, J. de Kok, G. De Schrijver, K. Roegiers, J. Schepens, P. Schmidt, J. H. Walgrave, V. Walgrave, P. Westerman und G. Wilkens. Die flämische Redaktion sitzt in Gent, die niederländische in Nunhem. Wie alle *Communio*-Gemeinschaften arbeitet auch diese Gruppe mit nichtlukrativem Ziel.

STELLUNGNAHME

Vinzenz Pfnür¹ glaubt, das im katholisch-lutherischen Dialog bisher Erreichte werde durch die Anerkennung der *Confessio Augustana* (CA) gefestigt. Unter dem Erreichten scheint er die Einheit in der Rechtfertigungslehre zu verstehen². Aus der Anerkennung der CA erhofft er sich eine gemeinsame katholisch-lutherische Wertung der Reformation, einen Beitrag zur Frage nach dem Kriterium des Reformatorischen und die Vertiefung der gemeinsamen theologischen Basis.

In der CA werde der Maßstab des Evangelisch-Lutherischen gesetzt. Pfnür geht von der Annahme aus, daß Melanchthon das Lutherisch-Reformatorische im wesentlichen wiedergibt und nur überspitzte Äußerungen Luthers korrigiert.

Dazu ist zu sagen: Man kann zugeben, daß das unterscheidend Reformatorische weder im Turmerlebnis noch im Thesenanschlag zum Ausdruck kommt. Daß es aber nicht schon im frühen Luther zu finden sei, ist unrichtig. Der »frühe« Luther lehrt sachlich und zum Teil sogar terminologisch

dasselbe wie der »mittlere« und »späte« Luther. Da die gegenwärtige Bedeutung der CA von ihrer historischen Bedeutung abhängt und Luther ein bleibender Bezugspunkt für die evangelische Kirche ist, entscheidet sich die Anerkennung der CA an der Lehre Luthers. Melanchthon hat einen Ausgleich durch Vermischung katholischer und lutherischer Begriffe versucht. Er hat Luthers Lehre von Verdienst und Lohn verdeckt. Er hat die Identität des Lutherischen, nämlich die von 1509–1546 durchgehaltene Lehre von der doppelten Rechtfertigung, nicht beachtet und dadurch die Aufspaltung in einen frühen, mittleren und späten Luther verursacht.

Die Frage der katholischen Anerkennung der CA soll im folgenden geprüft werden an einem Punkt, in dem man sich bereits einig glaubt, in der Rechtfertigung.

I

Luther hat ohne Änderung von 1509–1546 Verdienst und Lohn nach der augustinischen Definition vorgetragen: »Gott krönt seine Gaben« (WA 9, 72; 99, 27; 6, 26, 14–16). »Wie das Werk, so der Lohn.« »Gott hat spezielle Gaben, womit er die guten Werke

¹ Vgl. diese Zeitschrift 4/75, S. 298 ff.

² Pfnür, Einig in der Rechtfertigungslehre? 1970.